

**„Mein Problem ist nicht, dass ich mich nicht erinnere.
Mein Problem ist, dass ich es tue.“**

Nachruf auf Monik Mlynarski

Jede Begegnung mit einem Holocaustüberlebenden ist etwas Besonderes, und für jemanden meiner Generation – geboren 1987 und damit rund 50 Jahre nach dem Beginn des 2. Weltkriegs – unendlich wertvoll. Und doch hat man manchmal eine Geschichte, die einen anders wachrüttelt, die einen besonders bewegt und die man wohl nie mehr vergisst. Im Herbst 2015 lernte ich Monik Mlynarski kennen und traf ihn nur noch ein weiteres Mal, bevor ich vor genau einem Jahr, zum Jahresbeginn 2016, über seinen plötzlichen Tod informiert wurde; und doch denke ich heute noch sehr oft an ihn. Vielleicht weil seine Geschichte so außergewöhnlich war, und er fast doppelt so alt wurde, wie ihm ein amerikanischer Arzt zu Kriegsende attestiert hatte. Vielleicht weil sein Leben und seine Einstellung zu dem Leid, das ihm wiederfuhr, nicht vor Hass, sondern vor Weisheit strotzte – trotz der Dinge, die er als junger Erwachsener in Konzentrationslagern und auf Todesmärschen erlebt hatte. Vielleicht weil er mir nach jeder weiteren erschreckenden Schilderung einen jüdischen Witz erzählte und dann zwinkerte. „Mein Problem ist nicht, dass ich mich nicht erinnere. Mein Problem ist, dass ich es tue.“ – Monik Mlynarski brauchte nur diese wenigen Worte, und mir war klar, dass ich die Geschichte, die er mir anschließend erzählte, nie wieder vergessen würde.

„Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben lebenswert machen“, sagte der französische Schriftsteller Guy de Maupassant Ende des 19. Jahrhunderts. Dem schließe ich mich an, manchmal begegnet man Menschen, die einen nachhaltig beeindruckten. Ich hatte so eine Begegnung im Herbst 2015. Eigentlich sollte es nur ein gemeinsames Kennenlernen werden. Ich war seit einigen Monaten im Verein „Zeugen der Zeitzeugen“ (ZdZ) aktiv, der sich für Erinnerungskultur und die Unterstützung von Holocaustüberlebenden einsetzt. Über unser Teammitglied Tabea Adler aus Berlin bekam ich den Kontakt von Monik Mlynarski. „Er hat eine spannende und schwere Geschichte und er ist ein ganz liebenswerter Mann mit viel Humor“, schrieb sie mir am 18. September, dem Tag vor dem Treffen, bei WhatsApp. Einen Termin mit einem 92-jährigen zu bekommen war gar nicht so einfach, denn zu meiner Überraschung war sein Terminkalender ganz schön voll! Aber am Telefon hatten wir uns schließlich für diesen Tag verabredet, einen Samstag. Ich könne zum Gottesdienst kommen und danach zum Essen, hatte er gesagt. Dazu ist zu sagen, dass Herr Mlynarski zu diesem Zeitpunkt Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Bad Nauheim war.

Zum Gottesdienst in der Synagoge traute ich mich nicht, weil ich unsicher war, wie ein jüdischer Gottesdienst abläuft. Ich bin selber evangelisch und war schon froh, kurz vor dem Treffen mit Herrn Mlynarski mit „Israel Connect“ das erste Mal nach Israel gereist zu sein. Nicht nur weil das Land mir gut gefallen hat und die Reise auch mit vielen Begegnungen verbunden war – sondern weil ich irgendwie die Erwartung hatte, dass jeder Jude von Israel sprechen und erwarten würde, dass ich mitreden kann. Außerdem dachte ich „Wie soll ich mich denn glaubhaft in einem Verein mit Holocaustüberlebenden engagieren, wenn ich noch nicht einmal in Israel gewesen bin?“ Aber weit gefehlt. Israel war nicht das Thema unseres Treffens. Und überhaupt wäre Herr Mlynarski auch niemand, der einem mit Vorurteilen begegnen würde, nur weil man irgendetwas nicht kennt. Ganz im Gegenteil.

„Sie waren nicht beim Gottesdienst“

Mit dem Auto fuhr ich von Frankfurt die 40km nach Bad Nauheim. Die kleine Kurstadt im Wetterau-Kreis kannte ich bis dato nur aus den Lokalnachrichten. Elvis Presley war hier in den frühen 1950er Jahren während seiner Zeit im US-Militär stationiert. Die Synagoge war schnell gefunden, jedenfalls schneller als ihr Eingang. Wie so oft bei jüdischen Einrichtungen – das war mir bereits bei anderen Terminen für ZdZ aufgefallen – erkennt man sie in der Regel leider an dem Polizeibus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Schwieriger ist es

dann aber, rein zu kommen. Als ich den Eingang endlich gefunden hatte, öffnete mir sogleich eine russische Frau in Kochschürze. Der Shabbat-Gottesdienst war gerade vorbei, es gab gemeinsames Essen und Gesang. Hatte ich vorher Sorge gehabt mich im Gottesdienst falsch zu verhalten, so war das hier keine Spur besser: Alle waren schon da und saßen zusammen an den Tischen, während ich ziemlich hilflos an der Tür stand und dann von der russischen Dame erstmal zurück zur Garderobe geschickt wurde, um die Jacke abzulegen. Ich steuerte auf den ersten Tisch an der Tür zu, wurde aber sofort durch wildes Gestikulieren an einen anderen Tisch gewunken. Dort saßen nur Frauen. Aaaaah, deshalb. Männer und Frauen sitzen hier getrennt! Oh Mann, es gibt noch viel zu lernen... Doch als Erstes gab es einen Wein. Und Schnaps. Und Fisch. Und Gemüse. Und saure Gurken. Und Brot. Und Kuchen. Und mehr davon. Von allem. Und noch mehr. Ich musste abwinken, so viel Gastfreundschaft! Aber ich war schließlich mit dem Auto da. Und wer war denn jetzt eigentlich Herr Mlynarski? Nachdem alle fertig waren mit Essen und Singen (ja, das geht gleichzeitig, und ich wünschte, ich hätte die Texte gekannt und hätte mitsingen können!), als meine Tischnachbarin mich gerade einwies und erklärte, dass der Mann ganz hinten in Schwarz der Rabbi sei, kam ein kleiner, sehr alter Mann mit weißem Haar und einem ganz liebenswerten Gesicht auf mich zu. „Sie sind Frau Behns. Und Sie waren nicht beim Gottesdienst.“ – „Nein“, entschuldigte ich mich. Ich war unsicher. „Ich...“, – und schon bereute ich, nicht doch früher gekommen zu sein. „Kein Problem“, sagte Herr Mlynarski und lachte. „Lassen Sie uns nach drüben gehen, da ist es ruhiger.“ Wir setzten uns nach nebenan, stellten uns vor. „Wissen Sie“, begann er, „mein Problem ist nicht, dass ich mich an das, was damals geschehen ist, nicht mehr erinnere. Mein Problem ist, dass ich es tue“. Er versuche eigentlich am liebsten, nicht an damals zu denken. Aber er könne es nicht vergessen. Manchmal, wenn er auf Veranstaltungen eingeladen sei, dann „müsse“ er ja darüber sprechen, sagte er. Sofort versicherte ich ihm, dass wir gar nicht über die Vergangenheit sprechen müssen. Dass wir in dem Verein zwar Interviews anbieten, wenn Menschen möchten, dass ihre Geschichte festgehalten wird, aber das kann jeder selbst entscheiden. Wir unterstützen Holocaustüberlebende, zum Beispiel bei Schulbesuchen und haben zu vielen von ihnen einen persönlichen Kontakt. Den Gruß von Tabea Adler bestellte ich, berichtete, dass wir beide im gleichen Verein engagiert sind. Warum ich mich dafür engagiere, wollte er wissen. Dazu muss ich sagen, egal, welchen Holocaustüberlebenden ich treffe, wo er oder sie während der Zeit des Nationalsozialismus war, früher oder später kommt eigentlich immer die Frage: „Wieso interessiert Sie das eigentlich?“ – meist ergänzt um den Zusatz: „Sie sind doch noch so jung!“ und „Damit haben Sie doch gar nichts am Hut gehabt.“ Stimmt. Und oft frage ich mich an der Stelle, ob die Frage vielleicht auch dazu dient herauszufinden, welchen Hintergrund man hat. Hat man vielleicht selbst Vorfahren verloren, die Opfer des Holocaust wurden und versucht nun, ihre Geschichte nachzuempfinden? Oder ist man vielleicht ein Nachfahre der Täterseite, will etwas wieder gutmachen? Witziger Weise glaube ich, dass für keinen von uns im Verein das eine oder das andere der Fall ist. Es ist einfach eine Herzensangelegenheit. Der Holocaust hat mich schon immer beschäftigt. Vielleicht weil das Land, in dem ich aufgewachsen bin, so gar nicht zu dem aus den Geschichtsbüchern passt. Wie kann es sein, dass solches Unrecht, solche Grausamkeit hier begangen wurde? Und dann sitzt da plötzlich jemand vor dir, der dabei war. Nicht als Kind, sondern als junger Erwachsener. Der Mitte der 30er Jahre glaubte, sein ganzes Leben noch vor sich zu haben. Der die gleichen Sorgen und Wünsche hatte, wie jeder junge Erwachsene heute: einen Beruf erlernen, Geld verdienen, eine Familie gründen, allen Verpflichtungen gerecht werden, die Eltern nicht enttäuschen. Doch während ich all den Luxus der heutigen Zeit hatte und ein mit deutschen Steuermitteln subventioniertes Praktikum in der Uno in New York machen durfte – schließlich liegt die Pflege der internationalen Beziehungen der Bundesregierung sehr am Herzen – so sah die Welt von Herrn Mlynarski als junger Erwachsener ganz anders aus. Er hat die Regierung des damaligen Deutschen Reiches völlig anders kennen gelernt. Und er hatte auch Begegnungen. Viele. Und auch im In- und Ausland. Aber seine waren selten gut. Meistens waren sie sogar grausam. Und während wir gerade noch beim Kennenlernen waren, über den Verein und meine Motivation sprachen,

begann er plötzlich zu erzählen, eine Stunde, vielleicht zwei, ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, dass ich ihm gebannt lauschte und dass ich nie zu vor und auch nicht seitdem wieder jemanden wie ihn getroffen habe.

Schicksalsschläge

Monik Mlynarski wurde am 21.3.1923 in Modrzejów in Polen geboten. Seine Eltern hießen Abraham und Salla, seine Geschwister Samuel, Ruchla und Baruch. Monik war das jüngste der vier Kinder, das „Nesthäkchen“, und sei von allen verhätschelt worden. Sein Vater war jüdischer Religionslehrer, ein sehr guter Mann, wie Mlynarski sagt, und auch nicht zu streng religiös, wie man bei einem jüdischen Religionslehrer vielleicht erwarten würde. Viele Sprachen wurden in seinem zu Hause gesprochen: polnisch, deutsch, jiddisch, hebräisch. Als Monik zehn war, starb der Vater ganz plötzlich mit nur 48 Jahren an einem Schlaganfall. Er fiel einfach auf der Straße um, starb wenig später im Krankenhaus. Monik haderte damals mit seinem Glauben, brauchte mehrere Jahre, bis er den Tod des Vaters verkraftete. Der älteste Bruder war schon aus dem Haus, die anderen beiden Geschwister in der Lehre. Es war nicht leicht, die Mutter weinte viel, und überhaupt sei der Alltag hart gewesen: Licht machte man damals noch mit Petroleumlampen, Wäsche wurde auf dem Waschbrett gewaschen, die Toilette war nicht im Haus. Es tue ihm leid, wie die Menschen sich damals abgeplagt haben – nur um dann auf solche Weise umzukommen...

Mlynarski begann mit zehn Jahren zu arbeiten, um etwas dazu zu verdienen, denn die Rente seiner Mutter betrug nur etwa 20 Mark im Monat. Er trug Wasser von einer Pumpe zur Bäckerei oder verkaufte Kerzen, die er fünf Kilometer entfernt bei einer Fabrik erwarb und freitags an jüdische Frauen verkaufte. Als die Geschwister Baruch und Ruchla mit der Lehre fertig waren, wurden die Zeiten besser. Ruchla arbeitete in einer Fabrik, die Schmuckkästchen herstellte, und verdiente eine Mark pro Tag. Baruch arbeitete als Schneider und verdiente 15 Mark pro Woche. Mlynarski, der nach dem Tod des Vaters das jüdische Fürstenberg-Gymnasium verlassen musste, weil das Geld nicht reichte, und stattdessen auf die Volksschule wechselte, begann eine Lehre in der Textilbranche. Als der Krieg ausbrach, war er 16 Jahre alt, Baruch 20, Ruchla 23. Samuel, der älteste, war bereits verheiratet.

Die Lage für Juden sei von Ort zu Ort sehr unterschiedlich gewesen. Modrzejów, im Süden des heutigen Polens, nahe der Stadt Kattowitz und nahe der tschechischen Grenze, bekam zunächst nicht so viel vom Antisemitismus mit, doch als die deutsche Wehrmacht 1939 einfiel, wurden die Repressalien schlimmer.



Abbildung 1 Quelle: Google Maps

Auf Anraten der Mutter war Monik zusammen mit Freunden vor den Deutschen geflohen. Doch es war schwer sich durchzuschlagen und sie kehrten zurück. Monik und seine Schwester mussten verschiedene Strafarbeiten in ihrem Heimatort erledigen, unbezahlt,

verstehen sich. Dazu zählten zunächst Dinge wie Schneeschippen und Straßen kehren. Dabei mussten sie weiße Armbinden mit blauem Judenstern tragen. Wer die Armbinde nicht trug und erwischt wurde, konnte an Ort und Stelle erschossen werden. Die Angst wurde ihr ständiger Begleiter. Dabei gibt Mlynarski zu bedenken, dass das alles noch vor der Wannseekonferenz im Januar 1942 war, wo sich die Spitze der nationalsozialistischen Regierung und SS-Behörden trafen, um unter dem Vorsitz von SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich die geplanten Massenvernichtungen der Juden im Detail zu organisieren.

Das Morden kommt näher

Ein besonders schlimmes Ereignis aus dieser Zeit, das Mlynarski nicht vergessen kann, ist die Trauerfeier für den Vater seines besten Freundes David Glezer. Offenbar hatte jemand der Nazi-Kommandantur ein „geheimes Treffen“ gemeldet, man vermutete die antisemitische Putzfrau des Hauses dahinter, die angeblich Messer gesehen habe. *Wem konnte man trauen, wem nicht?* Der Kommandant „Matthis“, der mit seinen Feldgendarmen kam, sei ein Sadist gewesen, der dafür bekannt war, dass er ihm jeder Vorwand recht war, um zu morden. Er kam mit seinen Leuten auf die Trauerfeier, erschoss mehrere Männer und hetzte auf die restlichen Männer seinen extra dafür abgerichteten Schäferhund „Bob“, der einige von ihnen schwer verletzte. Unter den Ermordeten fand Mlynarski später auch seinen Freund David, der sich schützend vor seine Mutter gestellt hatte. David wurde nur 18 Jahre alt.

Nun muss man bedenken, dass im Judentum einem Toten sieben Tage nacheinander mit täglichen Gottesdiensten gedacht wird. Mlynarski war bereits an sechs Tagen im Haus von Davids Familie gewesen, an diesem siebten Tag, einem Samstag, fühlte er sich nicht gut, weil er eine Erkältung bekam und er hatte, wie er sagte, ein „ungutes Gefühl“, daher blieb er zu Hause, was ihm vermutlich das Leben rettete. Doch er hatte Schuldgefühle, denn sein bester Freund war gestorben und er lebte. Viele Jahre später traf er eine ältere Dame, die aus Israel in Bad Nauheim zur Kur war und deren Bruder ebenfalls bei diesem Gottesdienst erschossen worden war. Wie klein die Welt ist. Und wie zufällig, dass David und der Bruder der Dame aus Israel an diesem Tag umkamen, doch Mlynarski mir gegenüber sitzt, denke ich. 1940 erhielt Mlynarski dann einen Brief von der jüdischen Gemeinde mit der Information, dass die Gemeinde 50 jüdische Männer für bezahlte Arbeit in Deutschland für sechs Wochen zur Verfügung stellen solle. *Chance oder Schikane?* Man wusste es nicht. Mlynarski wollte es versuchen, „dann habe ich es bald hinter mir“, dachte er. Die Mutter war dagegen, doch Mlynarski wusste auch, dass Sie Geld benötigten, und meldete sich. Alle, die sich gemeldet hatten, mussten sich in der Synagoge versammeln. Es hieß, dass sie sich am nächsten Tag von ihren Familien verabschieden könnten. Sie schliefen die Nacht in der Synagoge, wurden jedoch im frühen Morgengrauen von SA-Männern zum Bahnhof nach Kattowitz und von dort in die Züge getrieben. Mlynarski erkannte die Falle und bereute, dass er sich gemeldet hatte, doch es war einerlei, denn zwei Wochen später wurden diejenigen, die sich nicht freiwillig gemeldet hatten, ohnehin dazu gezwungen. Aber er konnte sich nicht mehr verabschieden. Und diese Erkenntnis würde er von nun an sein Leben lang mit sich herumtragen müssen.

Von einem Ort zum anderen

Mlynarski kam von da an immer wieder in unterschiedliche Lager, in denen er arbeiten musste. Immer wieder gab es Situationen, die für ihn undurchsichtig waren, in denen er Entscheidungen treffen musste oder über ihn entschieden wurde. Glück oder Pech, Leben oder Tod? Es war nie klar.

Zunächst musste er im „Reichsautobahnlager“ in Klein Mangelndorf in Oberschlesien mit anderen Gefangenen eine Autobahn bauen. Der kleine Ort im heutigen Ostdeutschland liegt nahe der A4.



Abbildung 2 Quelle: Google Maps

Ironischer Weise zeigt mir Google Maps an dieser Stelle eine Baustelle an. Noch grotesker: Ich sehe, dass der Ort heute zur Gemeinde „Jerichow“ zählt. Ein Zufall? Im „Kreisjahrbuch 2014“ von Bernkastel-Wittlich finde ich tatsächlich einen Eintrag zur Erinnerung, dass die Autobahn damals, wie viele der ersten Autobahnen, von Zwangsarbeitern gebaut wurde. Aber nun zurück ins Jahr 1940 und zur Geschichte eines Mannes, der dabei war...

Mlynarski berichtete, dass die Arbeit sehr hart war. Die Arbeiter wurden von den Aufsehern geschlagen, und für jemanden wie ihn, der nie zuvor körperlich auf diese Art arbeiten musste, war es unerträglich, auf Dauer hätte er die Bedingungen dort nicht überlebt. Im kalten Winter von 1940/41 mussten die Arbeiter Schnee schippen, weil der Autobahnbau im Winter stillstand. Mlynarskis Mutter schickte ihm einen Overall gegen die Kälte. Bis 1942 hatte er Kontakt zu ihr, denn bis dahin wurde die Post noch zugestellt. Als die Arbeit wieder losging und der Bauleiter Mlynarski in seinem Overall sah, fragte er ihn, ob er Schlosser sei. Mlynarski hatte solche Angst, dass er einfach Ja sagte. Dabei hatte er Schlosser weder gelernt noch jemals als solcher gearbeitet! Zu seinem Glück fiel es niemanden auf, und die Arbeit, die er dann bekam, war leichter. *Er muss geschickt gewesen sein, wenn er in einem Beruf arbeiten konnte, den er nie gelernt hat, ohne aufzufallen?* Nun arbeitete er auch mit englischen und französischen Gefangenen zusammen, die zum Teil Essenspakete von zu Hause oder dem DRK erhielten und ihm manchmal etwas abgaben. Er muss schrecklich wenig zu essen gehabt haben und hat sich dennoch immer etwas abgeknapst, um es den Aufsehern zu geben. Wie sich später herausstellte, sollte sich diese weise Vorausschau noch bezahlt machen. Als 1941 der Krieg mit Russland ausbrach und Mlynarski erneut an einen anderen Ort verlegt wurde, zeigte sich, dass seine Strategie aufging, denn die Aufseher meldeten ihn direkt als Schlosser. Doch wieder gab es diese Entscheidungssituationen: Eines Tages kam die SS und wählte 50 Leute für Arbeit in Russland. Mlynarski wurde ausgewählt. Als sich die 50 in eine Reihe und die anderen Arbeiter in eine andere Reihe aufstellen sollten, ahnte er plötzlich Schlimmstes, bekam Panik und schlich sich auf volles Risiko auf die Seite derer, die im Lager bleiben sollten. Er wurde nicht erwischt. Von den 50 die nach Russland gingen, kam keiner wieder.

Schon im Herbst 1942 wurde Mlynarski wieder an einen anderen Ort verlegt. Ich frage mich, wie es einem geht, wenn man in Unsicherheit dieser Größenordnung leben muss. In ständiger Angst um einen selbst, um die Familie. Funktioniert man nur, ist man so erschöpft von der Arbeit, dem täglichen Kampf ums Überleben und der Suche nach Essen, dass man nicht mehr nachdenkt? Es muss einen wahnsinnig machen. Mlynarski sagt, man stumpft ab. Wie kann es aber sein, dass Menschen, die das miterlebt haben, die sehen, wie man neben ihnen Leute erschießt, die so heranwachsen, heute ganz normal unter uns leben? Hätte ich Mlynarski heute im Supermarkt getroffen, ich hätte keine Ahnung gehabt, wie vielen Zufällen, Ahnungen und sicher zum Teil auch guter Planung er es verdankt, neben mir an der Kasse zu stehen. Leichter macht ihm das Leben heute trotzdem keiner.

Die Zeit mit Bärbel

In Tarnowitz, dem nächsten Ort an den Mlynarski geschickt wurde, traf er zum Teil Freunde aus der Schulzeit wieder. Ich gebe Tarnowitz und Mlynarskis Geburtsort Modrzejów später bei Google Maps ein – es sind gerade mal 60 Kilometer! So nah war er seiner Familie also noch einmal. Die Arbeit dort muss schrecklich gewesen sein, es gab viele Tote. Offenbar rechneten die Arbeiter täglich mit dem eigenen Tod. Doch auch hier hatte Mlynarski Glück, wurde von einem Meister aus Elsass-Lothringen ausgesucht, der ihn heimlich mit zusätzlichem Essen versorgte und Mlynarski, als er krank wurde, im Wald versteckte. Doch irgendwann gab es wieder einen Aufruf: „50 Leute sollen für eine Ziegelei nach Groß-Pogul“. Mlynarski fasste sich ein Herz, meldete sich und fand dort tatsächlich deutlich bessere Bedingungen und genug Essen. An der Maschine ihm gegenüber arbeitete eine Frau mit dem Namen Bärbel. So wie Mlynarski mir nun, 73 Jahre später, von Bärbel berichtete, hatte ich das Gefühl, er könnte damals sehr verliebt in sie gewesen sein. Sie sei unheimlich hübsch und immer nett zu ihm gewesen, doch Mlynarski durfte nicht mit ihr sprechen, weil sie Deutsche war und ihren regulären Arbeitsdienst verrichtete, während er jüdischer Zwangsarbeiter war. Witziger Weise ging Bärbel daher zunächst davon aus, dass Mlynarski stumm sei, schrieb ihm daher irgendwann einen Zettel mit den Worten „Bist du stumm?“ und er antwortete ihr, dass ihm verboten wurde, mit ihr zu sprechen. Sie schrieb, dass sie keine Angst habe und ihr Vater ein hohes Tier sei. Mlynarski machte wieder einen seiner Witze und schrieb zurück: „Sie reden über Ihren Vater. Er ist doch kein Tier!“ Wenn er damals nur halb so viel Charme hatte, wie als alter Mann, als er diese Geschichten mit einem Zwinkern erzählte, dann kann ich gut verstehen, warum Bärbel das Risiko eingegangen ist. Sie versorgte ihn fortan heimlich mit zusätzlichem Essen. Eines Tages erfuhr Bärbel jedoch über ihren Vater, dass alle Juden ermordet werden sollten, und warnte Mlynarski, bot sogar an, ihn bei ihrer Tante zu verstecken. Doch Mlynarski wollte ihre Familie nicht in Gefahr bringen und lehnte ab. Doch beim Gespräch wurden die beiden beobachtet, und ein SA-Mann zeigte sie aus Eifersucht auf Mlynarski an. Mlynarski wurden die Haare abrasiert und er wurde ins Haus des Lagerführers zitiert. Er rechnete mit dem Schlimmsten, denn der Mann war für schlimme Taten bekannt. Er gab Mlynarski ein Stück Kienholz, Papier und ein Streichholz. Er sollte so Feuer im Kamin machen und damit beweisen, dass er – Mlynarski überlegte kurz was die Worte waren, aber sie fielen ihm auch nach so vielen Jahren noch ein – er sollte beweisen, dass er „ein nützliches Element“ sei. „Was waren das nur für Menschen? Diese Deutschen?“, frage ich mich. Unter Todesangst muss Mlynarski dann versucht haben, das Feuer anzubekommen, wäre fast am Zittern seiner Hände gescheitert, schaffte es dann aber doch und berichtete mir nun, wie peinlich es ihm anschließend gewesen sei, dann zurück in die Ziegelei zu kommen – kahlgeschoren wie er war. Er hatte offenbar sonst schöne dunkle Locken. Doch Bärbel schien der vorübergehende Verlust der Haare nicht zu stören, vermutlich war sie unendlich erleichtert, dass er lebend zurückkam. Eigentlich hätte er mit ihr gar nicht mehr arbeiten dürfen, aber der Meister („Tillich“) wollte sich vom Lagerführer nichts vorschreiben lassen und teilte die beiden wieder zusammen ein. Insgesamt blieb Mlynarski eineinhalb Jahre in Groß-Pogul, bis 1944, wo es ihm relativ gut ging, auch weil besagter Tillich ihm wohl immer wieder heimlich Essen zusteckte, das Mlynarski dann aber immer mit den anderen teilte. Doch auch in Groß Pogul wurde die Lage angespannter: Als Stalingrad fiel, nahmen Anfeindungen zu, zwei Arbeiter wurden im Auftrag eines NSDAP-Mannes per Giftspritze hingerichtet. Das grausamste daran: Der Arzt, der sie hinrichten musste, war selbst Jude.

Die Lage spitzt sich zu

Gegen Kriegsende spitzt sich die Lage zu, Bärbel und ihre Familie verschwinden, Mlynarski kommt in ein KZ in der Nähe von Groß-Rosen (was für ein absurder Name für einen so schrecklichen Ort!), wo er dann erstmals auch Häftlingskleidung tragen musste. Auch hier wird deutlich, wie peinlich durchdacht alles war: Während man Mlynarski wie alle Gefangenen zuvor ständig von Ort zu Ort schickte, um zu verhindern, dass sich Beziehungen aufbauen oder Widerstand mobilisiert, schor man nun allen Juden die Köpfe

und ließ einen kahlen Streifen in der Mitte, damit sie bei der Flucht schneller erkannt werden. Mlynarski war fast ein halbes Jahr im „KZ Kittlitztreben“ und wurde dort der Willkür der SS ausgeliefert, die ihre Morde an Unschuldigen feierte, sich bei Siegen der Deutschen betrank und dann Häftlinge schlug oder ermordete. Im Falle von Niederlagen gab es grausame Appelle teilweise mitten in der Nacht, bei denen die Häftlinge stundenlang stehen oder sich immer wieder hinlegen und aufstehen mussten, bis zur völligen Erschöpfung. Ein perfides System, in dem man als Häftling immer auf der Lauer sein musste. Auch hier schlug Mlynarski sich geschickt durch, freundete sich sogar mit einem Hitlerjungen an, dem er eine Armbanduhr „verkaufte“, für die er von „Hitlerjunge Helmut“ immer wieder Essen bekam, und überredete ihn dazu, dass er als Beifahrer bei dessen Vater angestellt wurde. Aber Mlynarski besaß gar keine Uhr und konnte in dem florierenden Tauschhandel im KZ auch keine beschaffen. Er vertröstete Helmut immer wieder, bis dieser irgendwann zugab, dass er längst gemerkt habe, dass Mlynarski keine Uhr habe, er ihn aber trotzdem möge. Wieder hatte Mlynarski Glück und wieder zeigte sich, dass er ein gutes Gespür dafür hatte, wem er vertrauen konnte. Und – und auch das beruhigt mich – dass es doch auf allen Seiten immer wieder gute Menschen gab. Aber auch diese Freundschaft endete jäh, denn Helmut wurde eingezogen und starb nur vier Wochen später in Russland. „Kanonenfutter“. Das Wort aus meinem Geschichtsbuch kam mir in den Sinn. Mlynarski trauerte um ihn wie um seinen Bruder, auch wenn er Helmut's Tätigkeit als Lokfahrer übernehmen durfte und dadurch Vorteile hatte.

Die Zeit im KZ muss schlimm gewesen sein. Auch wenn Mlynarski das System weiterhin so gut wie möglich zu seinem Vorteil nutzte, sich mit guter Arbeit auszeichnete und dafür immer wieder belohnt wurde oder zusätzliche Nahrung oder Zigaretten von Wachposten bekam, weil er sich mit ihnen gut stellte, litt er Hunger und Kälte, sah Tod und Elend und erwog irgendwann sogar „an den [elektrischen] Zaun zu gehen“, doch dafür fehlte ihm der Mut. Um ihn herum breiteten sich Krankheiten wie Typhus aus. Nachts, wenn die Häftlinge nicht zur Toilette dürfen, musste er über halbtote Menschen auf dem Weg zu einem Fass in der Mitte des Raumes steigen, in dem alle ihre Notdurft verrichten. Der Gestank muss unbeschreiblich gewesen sein. Und drum herum nur Tote und Kranke, die schrien. In all dem Durcheinander erfuhr er, dass sein ältester Bruder ganz in der Nähe war, ebenfalls im KZ, und schaffte es über einen Wachposten, der von der Luftwaffe war, ihm eine Schachtel Zigaretten zu übermitteln. Die Luftwaffenleute, die zum Teil eingesetzt wurden, wenn sie verwundet waren, seien nicht so schlimm gewesen wie die SS-Leute, sagt Mlynarski. Zu meinem Entsetzen berichtet er, dass unter den Lagerältesten, die oft selbst Juden und in der Hierarchie höher gestellt waren und über andere bestimmen konnten, ebenfalls schlimme Leute gab, die nur auf ihren Vorteil aus waren, und selbst Gräueltaten begingen. Aber gut, jede Gruppe, jede Nationalität, jede Religion bringt gute und schlechte Leute hervor. Und dass die Nazis eher jene Inhaftierte zum Aufseher machten, von denen sie nicht erwarteten, dass sie zum Vorteil der Inhaftierten handeln würden, macht Sinn. Trotzdem frage ich mich, wie es sein muss, wenn man als Jude in ein KZ kommt, und dort ausgerechnet von einem Juden misshandelt und schikaniert wird. Spätestens dann muss man doch jeden Glauben an die Menschheit verlieren.

Todesmarsch

Im Januar 1945, als Auschwitz bereits befreit wurde, wurde Kittlitztreben aufgelöst, doch das Leiden war damit nicht zu Ende, sondern begann für Mlynarski von neuem – 2.700 Häftlinge, die zum Teil auch aus anderen Lagern kamen, unter Ihnen Mlynarski, wurden auf einen Todesmarsch nach Buchenwald geschickt. Jeder von ihnen bekam ein Brot, unterwegs gab es Kartoffeln und Suppe, doch nach und nach wurde die Gruppe kleiner, wer zu langsam war oder schwächelte, wurde an Ort und Stelle erschossen, über Nacht verschwanden immer wieder Menschen. Die Häftlinge trugen nur ihren dünnen Sträflingsanzug und schwere Holzschuhe, mit denen sie durch den Schnee laufen mussten, der Anfang Februar lag. Einige Geschwächte wurden auf einem Kohlewagen mitgeschoben. *Wie grausam ist es, wenn man selbst nicht mehr kann und entscheiden muss, ob und wen*

man versucht weiter mit durchzuschleppen... Der Lagerführer befahl dem Judenältesten irgendwann, die Geschwächten in die Elbe zu werfen, sobald sie Dresden erreichten. Doch der Mann der den Befehl bekam weigerte sich, und die neun Leute vom Kohlewagen wurden in den Wald gebracht und erschossen. *Immerhin hat sich der Mann, der den Befehl verweigerte, nichts vorzuwerfen – wenn er überlebt, denke ich.*

Unterwegs traf Mlynarski Freunde aus seiner Heimatstadt, die ihm vom Tod seines Bruders Samuel berichteten. Mlynarski war schockiert. Er hatte Samuel durch Zufall gesehen, als beide Zwangsarbeit beim Autobahnbau leisteten, sie konnten sich aber nur kurz zuwinken und hatten später zumindest indirekt Kontakt, als beide im KZ waren. Nun erfuhr er auf dem Todesmarsch, dass sein älterer Bruder verhungert war. Er hatte als starker Raucher zu oft sein Brot gegen Zigaretten getauscht. Kurz vor Buchenwald konnte Mlynarski schließlich nicht mehr. Nur dank zweier Freunde, die ihm das Gesicht mit Schnee einrieben und den Rest des Weges unterhaken, schaffte er es. Was für ein Glück, wenn man bedenkt, dass viele andere erschossen wurden. Doch auch in Buchenwald angekommen, wo zu dem Zeitpunkt im April 1945 etwa 83.000 Menschen aus unterschiedlichen Lagern zusammengepfercht wurden, blieb es gefährlich. Zwei Stunden nach der Ankunft wurden alle Juden zum Appell gerufen, doch Mlynarski wusste, dass er es nicht schaffen würde und blieb, wo er ist. Er wusste bereits, dass von Buchenwald weitere Todesmärsche losgeschickt wurden, wartete ein paar Tage, bis es ihm zu gefährlich wurde und versteckte sich dann zusammen mit einem Freund in einem Leichenberg. Der Freund schrieb noch auf einen Zettel „Typhusgefahr“ und hängte ihn an die Wand. Die beiden warteten. Sie wussten, dass das Kriegsende zum Greifen nahe war. Ein Kampf gegen die Zeit begann. Ein SS-Mann wurde auf Mlynarski aufmerksam – offenbar wegen der Farbe seiner Haut – Mlynarski konnte sich jedoch kaum noch bewegen und es blieb ohne Folgen. *Vermutlich dachte der SS-Mann, dass Mlynarski gleich liegen bleiben kann...* Irgendwann wurden sie von einem tschechischen Kommunisten entdeckt, der sie mit einem Kohlenwagen ins Krankenrevier brachte, doch dort waren sie nicht sicher, die Kapos, also Häftlinge mit Aufsichtsfunktion, schickten die Leute weiter zum Transport, und Mlynarski konnte einfach nicht mehr. Nach einem Toilettengang schaffte er es nicht mehr ins Hochbett, versteckte sich darunter. Nach dem nächsten Gang zur Toilette gelang ihm auch das nicht mehr. Er schlief vor dem Bett ein... – aber er hatte lange genug durchgehalten. Es war der 11. April 1945. Am Nachmittag wurde er von einem amerikanischen Soldaten geweckt, kam aber gar nicht mehr ganz zu sich. Am nächsten Tag wurde er mit einem Krankenwagen in eine Klinik gebracht. Er war 22 Jahre alt und wog unter 36 Kg.

Abermals hatte er Glück. Der Arzt, der ihn in der Klinik untersuchte, sagte, dass er Mlynarski wieder „hinbekomme“. Er könne noch 50 Jahre alt werden. Mlynarski strahlte über beide Ohren, als er mir stolz erklärte, dass er heute 92 Jahre alt sei und der Arzt sich geirrt habe.

Doch auch nach dem Todesmarsch war das Elend nicht vorbei. Mlynarski verlor auch dann noch Freunde, die mit ihm überlebt hatten aber die kurz nach der Befreiung auf tragische Weise ums Leben kamen: Die Amerikaner hatten es gut gemeint und den Überlebenden Essen aus Dosen gegeben, dass jedoch für die meisten zu fettig war. Von 22.000 Befreiten starben in den nächsten Tagen 12.000 – Mlynarski überlebte nur, weil er damals noch zu schwach war, um das Dosenessen zu sich zu nehmen. Wieder verlor er Freunde – aber immerhin waren diese als freie Menschen gestorben.

Überlebt

Nach dem Krieg fasste Mlynarski schnell Fuß, lernte in einer Bäckerei in der Nähe von Weimar ein junges Mädchen und bald auch deren Familie kennen und verkaufte Brot, das sie ihm schenkte. „Blöd nur, dass man anfangs so blöd aussah“, sagte er zu mir. Ich verstand zunächst nicht, was er meinte. „Na weil man doch immer in der Sträflingskleidung rumlief!“. Das war mir bis dato nicht bewusst gewesen. Er hatte nur den Häftlingsanzug, und anfangs nicht genug Geld für neue Kleidung. Er lief also weiter in seinem gestreiften KZ-Anzug herum! An dem Anzug hing er aber wohl auch, weil er darin überlebt hatte. Als er

„Ursula“, aus der Bäckerei, aber näher kennen lernte, gab sie ihm schließlich andere Sachen und wollte den Sträflingsanzug für ihn aufheben. Die beiden bandelten an, doch er war nicht überzeugt, wollte herausfinden, ob jemand aus seiner Familie überlebt hatte, die Mutter oder die anderen Geschwister, und zog weiter. Er reiste nach Oberschlesien in seine Heimat, fand dort eine frühere Nachbarin, deren Bruder mit ihm zusammen in Buchenwald befreit worden war und dessen Grüße er bestellte. Sein zu Hause fand er leer vor, erfuhr von der ehemaligen Nachbarin, dass diese gemeinsam mit ihren Eltern und ihrer kleinen Schwester nach Auschwitz deportiert worden war. Ihr gelang auf der Deportation die Flucht. Der Mann, der sie daraufhin versteckt hatte, ist heute ihr Ehemann. Eine schöne Geschichte. Doch leider erfährt Mlynarski von ihr auch, dass bei der gleichen Deportation seine Mutter und Schwester waren. Beide wurden in Auschwitz vergast. Seine Hoffnungen, doch noch jemanden aus seiner Familie zu finden, schwanden.

Eines Tages, in Erfurt, wo Mlynarski nach dem Krieg von April bis Oktober in einem Hotel untergebracht war, ging er ins Kino. Die Karten wurden bis auf den letzten Platz verkauft, er hatte die letzte Karte ergattert, alle, die nach ihm anstanden, gingen leer aus. Hinter ihm stand eine hübsche junge Frau, die sehr enttäuscht war, und die Mlynarski sofort gefiel. Er schlug ihr einen Deal vor: Er würde ihr seine Karte geben, dafür dürfe er sie nach dem Kino abholen. Erst zögerte sie, doch dann willigte sie ein. Die beiden verliebten sich, heirateten wenig später in Friedberg und verbrachten die nächsten 65 Jahre zusammen. Sie bekamen eine Tochter, später einen Enkel. Mlynarski stieg in die Textilbranche ein, dem Fach, das er vor dem Krieg gelernt hatte, und das ihn sicher an seine verstorbenen Geschwister erinnerte, seinen Bruder Samuel, der ja Schneider gewesen war, und seine Schwester Ruchla, die Schmuckschatullen hergestellt hatte.

Wiedergefunden

In den späten 50er Jahren erfuhr Mlynarski überraschend, dass sein Bruder Baruch überlebt hatte. Baruch war beim deutschen Überfall auf Polen in die Ukraine geflohen, von dort kam er jedoch jahrelang nicht weg, weil Polen zunächst nicht aus der Sowjetunion ausreisen durften. Doch eines Tages kam auch er zurück in den Heimatort. Jemand dort hatte wiederum Kontakt zu einem Freund von Mlynarski, der dessen Kontaktdaten weitergab, und so erhielt Mlynarski eines Tages einen Brief von seinem Bruder und war überglücklich. Baruch kam 1957 mit Tochter und Frau zu Mlynarski nach Friedberg und zog später nach Bad Nauheim. Die beiden hingen sehr aneinander, doch mit nur 58 Jahren starb Baruch Ende der 1970er Jahre, und Mlynarski hatte auch das letzte seiner Geschwister verloren. Wenn man bedenkt, dass er kein Erinnerungsstück mehr von seiner Familie hatte, muss es schlimm gewesen sein, den einzigen Menschen zu verlieren, der noch die Erinnerung an die gemeinsame Kindheit mit ihm geteilt hat.

Im Jahr 1985 wurde Monik Mlynarski Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Wetterau, ein Zustand, über den er selbst lachte, schließlich sei er nach dem Holocaust kein fleißiger Synagogengänger gewesen. Seine Frau war Christin, die Gemeinde orthodox. Die Zustände der Synagoge waren schlecht als Mlynarski anfang, Renovierungsarbeiten waren dringend erforderlich. In den 1980er Jahren ließ er die Synagoge mit Unterstützung der Stadt renovieren. Von 2012 bis 2014 liefen erneut große Sanierungsarbeiten, die nur durch Spenden möglich gemacht wurden. Diese sammelte er auf einem separaten Konto, aus Sorge, man könne den Juden wieder irgendwelche Vorwürfe machen. „Das Judentum, das es vor dem Krieg gab, gibt es nicht mehr. Den Juden, aus denen die Gemeinde jetzt besteht und von denen die meisten aus der Sowjetunion stammen, musste man das Judentum erst beibringen“, erklärte er mir. Aber er sei froh, dass überhaupt noch Leute kommen, und er war auch am Tag unseres Kennenlernens, im September 2015, mit seinen 92 Jahren noch im Vorstand. Es kämen zu wenige nach, die Gemeinde sei überaltert, bedauerte er und zeigte mir ganz stolz das Gebäude. Ich war überwältigt davon, mit wie viel Liebe und welchem Aufwand er die Renovierung vorangetrieben hat, und möchte in dem Moment am liebsten

zum Judentum konvertieren und alle Freunde mitnehmen, nur damit dieser so unendlich liebenswerte alte Mann seine Synagoge gefüllt sieht.

Nach dem Krieg sagte Mlynarski in manchen Fällen vor Gericht aus. Mir ist schleierhaft, wie, aber mit seinen 92 Jahren schien er mir ein besseres Gedächtnis zu haben als ich. Denn er erzählte alle Zusammenhänge mit Namen und Daten, wusste sogar, wo die Leute gebürtig herkamen, beschrieb sie, als stünden sie direkt neben uns. Er hatte das alles ja aber damals nie aufschreiben können. Heute haben wir nie Mangel an Zettel und Stift, wir schreiben sogar alles digital oder direkt ins Smartphone. Aber an die Geburtstage meiner Freunde denke ich nur, weil facebook mich daran erinnert. Verblöden wir? Oder ist es genau so, wie er es sagt, die Dinge haben sich in sein Gedächtnis „eingebrannt“? Er konnte nicht gut schlafen, wurde von Erinnerungen heimgesucht. Im Verein berichtete neulich jemand von einer Studie, wonach man im Alter wieder Zugang zu Erinnerungen bekommt, die jahrelang wie ausgeblendet waren. Wenn man dann bedenkt, dass man auch erst im Alter viel Zeit hat, scheint es mir doppelt grausam. Bei Monik Mlynarski kam hinzu, dass seine Frau leider einige Jahre vor ihm verstarb, nämlich bereits 2010.

Erinnerung

Tatsächlich habe ich oft von Holocaustüberlebenden gehört, dass sie erst im Alter beginnen, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Vielleicht weil es in den ersten Jahren (Jahrzehnten!) in Deutschland auch gar nicht so möglich war, offen über alles zu sprechen. Viele sagen aber auch, dass nach dem Krieg so viel los war, das Land war zerstört, man suchte Angehörige, brauchte Arbeit und Ernährung, viele hatten im Krieg ihre Schule oder Ausbildung unterbrochen, dann kamen Kinder – nie war Zeit. Nun sind viele alt und allein. Und auch das ist doppelt grausam: Denn wenn die Eltern, Geschwister, Onkel und Cousinen alle tot sind, dann hat man eben auch keine Verwandten die einem helfen, niemanden, den man besuchen kann. Im besten Fall kann man trotz der Entbehrungen selbst Kinder bekommen, aber diese Generation wächst ohne Omas und Opas, ohne Tanten und Onkel auf. Und das bei den Juden, die Feste und Gastfreundschaft wirklich groß schreiben.

Mlynarski jedenfalls erinnert sich. Und er begegnet im Laufe der Jahre immer wieder Menschen, unter denen er im Krieg gelitten hat, Lagerältesten, Oberblockführern, die er zufällig in Restaurants oder Geschäften trifft. Ein paar hat er anschließend angezeigt. Dabei hat er jedoch – und das zeichnet ihn so aus – immer darauf geachtet, fair zu berichten. Jemand, der viele Morde begangen hat, der aber auch immer wieder Menschen verschont hat, aus welchen Gründen auch immer, den hat er von beiden Seiten dargestellt. Generell ist bemerkenswert, wie wenig Groll er hegte. Menschen, die sich eindeutig schlecht verhalten, die andere nur gequält haben, die verurteilte er. Aber gleichzeitig zeigte er viel Verständnis, versetzte sich in die Lage anderer. Beim Autobahnbau habe ihm mal ein deutscher Ingenieur die Hacke weggenommen, angeblich, um ihm zu zeigen, wie das richtig geht. Doch es war ein Trick, der Ingenieur nahm die Hacke nur, um Mlynarski mit dem Stock zwischen die Beine zu schlagen. Als der junge Soldat zwei Tage später beim Reinigen seines Gewehrs umkam und Mlynarskis Freunde sagten, er habe bekommen, was er verdient habe, sah Mlynarski nur den jungen Mann, der viel zu früh starb und eine „Strafe“, die zu hoch für das Vergehen gewesen sei. Woher nimmt jemand, der von sich selbst sagt, er wollte sich im KZ mehrfach das Leben nehmen und er leide noch heute an den Erinnerungen, die Kraft? Denn er ist keinesfalls gleichgültig, im Gegenteil. Als er in Hamburg vors Gericht geladen wurde und nicht kommen konnte, weil er einen Hexenschuss hatte, und dann Richter samt Entourage bei Mlynarski zu Hause auftauchen und hinterfragen, ob seine Aussage denn wahr sei, „könne der Mann, der vor Gericht beschuldigt wird, denn *wirklich* gleich für mehrere Hundert Morde verantwortlich sein? Wolle Herr Mlynarski sich das nicht nochmal überlegen?“ – da wurde er fuchsteufelswild, schmiss alle raus und sagte nicht wieder aus. Auch als er das erzählte, war er wütend. Man wollte ihm damals nahelegen, dass er die Unwahrheit sagt, machte ihn zum Angeklagten, weil er nicht vor Gericht erschien, drohte ihm mit Folgen. Als er das schilderte, ging ich zunächst davon aus, dass es sich um einen

Einzelfall gehandelt habe, bis ich neulich im ZDF die zweiteilige Dokumentation „Landgericht“ sah. Darin ging es um eine Familie, in der der jüdische Vater im Krieg nach Cuba auswandert, für die Frau jedoch kein Visum bekommt, die Kinder geben sie nach England. Alle überleben, die Eltern versuchen sich nach dem Krieg eine Existenz in Deutschland aufzubauen, der Vater ist Richter. Doch es stellt sich immer wieder heraus, dass es alte Nazis sind, die über Wiedergutmachung an Juden entscheiden sollen, dass Diskriminierung von Juden in Deutschland weitergeht, dass Opfer und Täter sich immer wieder begegnen. Der Zweiteiler schockierte mich. Doch er entspricht den Tatsachen: In westdeutschen Gerichten hatten nach 1949 wieder ehemalige Nazijuristen das Sagen. Gezielt behinderten sie die Ahndung von NS-Verbrechen.

Das Gespräch mit Mlynarski kam schließlich zum Ende. Ich verabschiedete mich, setzte mich anschließend in ein Café, um alles, was Herr Mlynarski berichtet hat, aufzuschreiben. Da das Gespräch so unvermittelt doch auf seine Geschichte gekommen war, und mir zunächst nicht klar war, dass er so lange berichten würde, hatte ich nicht einmal Zettel und Stift aus meiner Tasche geholt, denn ich wollte nicht unhöflich sein und ihn unterbrechen. Dazu ist zu sagen, dass dieser Text nicht aus meinen Mitschriften von jenem Septembertag stammt, denn der Laptop, auf dem ich sie gespeichert hatte, wurde mir gestohlen. Aber Herr Mlynarski verwies in dem Gespräch Gott sei Dank auf ein Buch, in dem seine Geschichte und die von sieben anderen Menschen erzählt wird. „Da steht alles drin“, sagte er und schickte mir das Buch [„Das Leben ist kein Sprudelhof“](#) wenige Tage später.



Abbildung 3 Quelle: <http://www.wetterauer-zeitung.de/regional/wetteraukreis/bad-nauheim/art549,109539>

Chanukka

Ich traf Herrn Mlynarski kurz vor Weihnachten (und Chanukka!) erneut, brachte ihm zwei Chanukka-Geschenke, die wir vom Verein organisiert hatten. Wieder kam ich erst *nach* dem Gottesdienst. Wieder wurde ich dennoch herzlich empfangen. Doch die Stimmung war angespannter als beim letzten Besuch. Nicht bei Herrn Mlynarski, ihn konnte scheinbar nichts aus der Ruhe bringen, aber in der Gemeinde. Offenbar waren vor der Synagoge morgens antisemitische Sprüche angeschrieben worden. Neulich sei auch ein dubioses Päckchen aufgetaucht, nachts solle sogar jemand in der Synagoge gewesen sein. Kann das sein, frage ich mich? Kann es sein, dass es heute noch solche Vorfälle gibt? Die Frauen aus der Gemeinde schlugen Überwachungskameras vor, Mlynarski, der neben mir stand, hielt das für übertrieben. „Ich bin doch da, an mir kommt keiner vorbei“, scherzt er und zwinkerte mir zu. Mir kam der Polizeiwagen von Gegenüber in den Sinn, dank dem ich die Synagoge sofort wiedergefunden hatte. Offenbar stand er nicht ohne Grund dort. Herr Mlynarski zeigte mir den Fortschritt der letzten Renovierungsarbeiten in seiner Synagoge. Endlich wagte ich, ihn zu fragen, ob er uns für ein Video-Interview bereit stehen würde. Seine Geschichte war mir seit September nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Die Witze, die er zwischendurch immer wieder in die Erzählungen eingeflochten hatte, auch nicht. Einen weiß ich heute noch,

er nahm die jüdische Geschäftstätigkeit auf den Arm: „Vor langer Zeit wollte Gott fünf Gebote an die Menschen geben. Also hörte er sich überall um, bei allen Völkern, doch keiner wollte die fünf Gebote haben. Dann kam Gott zu den Juden und bot ihnen seine fünf Gebote an. Die Juden waren skeptisch und fragten als erstes: Was soll das kosten? Nichts, antwortete Gott. Gut, sagten die Juden, dann nehmen wir das Doppelte.“ – Herr Mlynarski sah mich an und zu meiner großen Freude antwortete er: „Sie bekommen Ihr Interview!“ Außerdem lud er mich ein, ihn zu einer Gedenkfeier in Wiesbaden am 27. Januar zu begleiten – anlässlich des Befreiungstags von Auschwitz. Ich verabschiedete mich, und wir verließen das Gebäude zusammen. Ich fragte noch, ob ich ihn irgendwo mit hinnehmen könne, aber er wurde von einer jungen Frau aus der Gemeinde abgeholt. An meinem Auto angekommen sah ich die beiden noch an der Straße gehen. Wieder zurück in Frankfurt schrieb ich in die WhatsApp-Gruppe unseres Vereins, dass ich mich gerade in einen 92-jährigen verliebt hätte und dass ich überglücklich sei, dass wir seine Geschichte aufnehmen dürfen. Aber auch, dass ich schockiert sei von den antisemitischen Sprüchen vor der Synagoge, dass ich mich jedoch auf das Wiedersehen im Januar freue. Leider kam es nicht mehr zu dem Treffen, denn Herr Mlynarski durfte zu der Gedenkfeier keine weiteren Gäste nachmelden. Stattdessen lud er mich zu einer anderen Feier in der letzten Januarwoche ein, die ich jedoch absagte, denn sie fand nachmittags unter der Woche statt. Arbeit geht vor, dachte ich...

Wenige Tage später, am 5. Februar, ich saß gerade in einem Meeting, erreichte mich eine E-Mail aus der jüdischen Gemeinde. Ich las nur den Betreff: „Herr Mlynarski“, und wusste bereits, was darin stehen würde. Herr Mlynarski war am Tag zuvor verstorben. Einfach umgefallen, auf der Straße. Wie einst sein Vater. Nur dass Monik Mlynarski fast doppelt so alt wurde.

Abschied

Die Beerdigung fand am 9. Februar statt. 11 Uhr – mitten am Tag. Aber dieses Mal war mir die Arbeit egal, ich fahre hin und finde eine Menschenmenge, die man bei Trauerfeiern von so alten Menschen selten vorfindet. Die Anzahl der Redner zeigte, an wie vielen Stellen Mlynarski aktiv war, wo er sich überall engagiert hatte. Besonders beeindruckt hat mich der Beitrag von einem Mann, der offenbar als letzter vor dessen Tod mit Mlynarski gesprochen hat. Seiner Mutter und Mlynarski hatten sich vor vielen Jahren kennen gelernt und festgestellt, dass sie beide Holocaustüberlebende sind. Von dem Tag an habe Mlynarski jede Woche angerufen und mit seiner Mutter gesprochen. Und als die Mutter gestorben war, rief Mlynarski ihren Mann an. Jede Woche, immer zur gleichen Zeit. Und als der Vater krank war, rief er seinen Sohn an. So auch am 4. Februar, als Mlynarski gerade auf dem Weg zum Bus war. „Hallo Dani, wie geht's Papa?“ hatte er noch gefragt – und dann war er nicht mehr zu hören. Mlynarski war auf der Straße zusammengebrochen. Und seine letzte Sorge galt einem anderen. Viel mehr braucht man wohl nicht über den Charakter von Monik Mlynarski zu sagen.

Die Trauerfeier war unheimlich schön, auch wenn es regnete als würde die Welt untergehen. Wieder in Frankfurt, zurück am Schreibtisch, sah ich, wie der Himmel aufriss. Mehrere Regenbogen überlagerten sich, zwei Streifen reichten senkrecht von oben nach unten. „Die Welt ist heute ein bisschen schlechter geworden, denn sie hat einen ihrer besten verloren“, dachte ich.



Abbildung 4 Handyfoto vom 5. Februar 2016

Es ist an der Zeit etwas zu tun

Der Tag der Trauerfeier jährt sich in diesen Tagen zum ersten Mal. Noch immer denke ich oft an Herrn Mlynarski. Im letzten Jahr ist viel passiert, in Deutschland und international. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich fast froh, dass Herr Mlynarski das nicht mehr miterlebt. Wie sollte man das einem Holocaustüberlebenden erklären? Der Antisemitismus nimmt weltweit zu. Die israelische Regierung prangert das an und verweist dabei [explizit auf Deutschland](#), wo die Anzahl antisemitischer Angriffe 2016 im Vergleich zum Vorjahr um 50 Prozent angestiegen sei. Das ist eine Schande.

Nicht nur, dass mit dem sogenannten Brexit *das* Friedensprojekt des 20. Jahrhunderts, die Europäische Union, ins Wanken gerät, und mit der Wahl von Donald Trump ein Populist mit fragwürdigem Verhältnis zur Wahrheit das mächtigste Land der Erde regiert, und wo die Türkei, das Land, das aktuell die meisten Flüchtlinge weltweit aufnimmt und selbst auf dem besten Weg in eine Diktatur ist, wirft Deutschland nun auch noch Nazi-Praktiken vor. Rechte Parteien sind auf dem Vormarsch. In den Niederlanden steht EU-Kritiker Geert Wilders zur Wahl, in Frankreich liegt die Rechtspopulistin Marine Le Pen in den Prognosen derzeit vorn, in Deutschland erobert die AfD die Länderparlamente. Nach aktuellen Umfragen könnte sie bei der Bundestagswahl im September zehn Prozent bekommen. Wie sind wir denn auf einmal hier hingekommen? Und viel wichtiger: Wie kommen wir hier wieder raus?!

Reicht eine zunehmende Anzahl von Flüchtlingen, die nach Europa kommen, und wir vergessen uns und unsere Werte? Ich wollte den Holocaustüberlebenden, die ich kennenlerne, immer zeigen: Deutschland hat sich geändert, heute ist alles anders und wir werden an eure Geschichten erinnern, damit so etwas nie wieder passiert. Doch zunehmend höre ich Sätze wie: „So hat es damals auch angefangen“ – oder noch schlimmer „Ich habe Angst“. Ich kann tatsächlich nicht angemessen zum Ausdruck bringen, wie sehr ich mich dafür schäme, solche Sätze heute von Holocaustüberlebenden in Deutschland zu hören. Ich habe viele von ihnen, auch Herrn Mlynarski, zur Hochphase der Flüchtlingsankünfte in Deutschland gefragt, wie sie das bewerten. Die Antwort war immer die gleiche: Wir waren damals auch Flüchtlinge und wir wären froh gewesen, wenn man uns geholfen hätte. Ist das nicht unglaublich, dass ausgerechnet Juden das sagen? Vor allem wenn man bedenkt, dass viele der Herkunftsländer, aus denen die Flüchtlinge kommen, muslimisch sind, und dass nicht wenige von ihnen Israel und Juden kritisch gegenüberstehen, um es mal ganz vorsichtig zu formulieren. Ja, auch im Kontext der Zuwanderung habe ich von jüdischen Holocaustüberlebenden auch schon den Satz gehört, dass das ihnen Angst mache. Aber wenn wir es vorher schon nicht hinbekommen haben, dass eine Schabbatfeier in Deutschland ohne das Polizeiauto gegenüber stattfinden kann, wer kann ihnen das dann verdenken? Entscheidend ist doch, dass wir diese Sorgen guten Gewissens von der Hand weisen können. Aber an diesem Punkt sind wir noch nicht! Es ist an der Zeit, die Erinnerung

an den Nationalsozialismus wieder stärker in unser Gedächtnis zu rufen – und in Handeln umzusetzen. Das sind wir denen schuldig, die in der Vergangenheit unter den Gräueltaten des Nazi-Regimes oder anderen deutschen Regierungen (denken wir an die Herrero, denken wir aber auch an unsere Mitbürger/innen, die in DDR aufgewachsen sind) gelitten haben. So etwas lassen wir hier nie wieder zu. Dieses Land *hat* sich verändert. Zugegeben, über die Art der Erinnerungskultur müssen wir nochmal reden, wie der [Beitrag von Mirna Funk](#) in der Zeit kürzlich treffend zum Ausdruck gebracht hat. Aber *dass* es dringend notwendig ist, etwas zu tun, steht für mich außer Frage. Dazu braucht es Dialog und Austausch – und damit meine ich nicht die Politik-Talkshows, sondern in der Tat einen Raum, um die Sicht der Betroffenen zu hören. Von Opfern von Gewalt in Deutschland und deren Nachfahren und ihren Erwartungen. Aber auch von unseren neuen Mitbürgern/innen und ihren Ängsten und Erwartungen, mit denen sie nach Deutschland gekommen sind. Denn nur wenn wir diese Stimmen ernst nehmen, können wir an den Punkt kommen, wo wir guten Gewissens sagen können: „Wir schaffen das!“.

Ich bin froh über den Verein eine Möglichkeit zu haben, im Kleinen, ganz individuell einen Beitrag zu leisten, der mir sicherlich mehr gibt als umgekehrt. Und ich denke es ist an der Zeit, mal wieder nach Bad Nauheim zu fahren. Aber dieses Mal, gehe ich in den Gottesdienst. Und inzwischen kann ich auch ein bisschen mitsingen. In diesem Sinne: Hevenu Shalom Alechem (Wir wollen Frieden für alle).